

entweder zu weit oder zu eng; noch so behnbare, elastische Bezeichnungen werden, bei näherer Betrachtung, für starr und ausschließlich befunden. Das Jahrhundert Ludwigs XIV. reicht weit bis in das 18. herein, denn J. B. Rousseau und Voltaire, als Dichter, setzen im Grunde bloß das sogenannte goldene Zeitalter fort. Das, was die Franzosen le dix-huitième siècle nennen, umfaßt nur einen kurzen Zeitraum des verfloßenen Jahrhunderts und hört schon vor 1789 auf. Wer die Periode der französischen Literatur seit der Restauration bis auf die letzte Zeit die romantische benennen wollte, dem würden wahrscheinlich auf den ersten Anblick alle Kritiker beifallen. Und doch, sängen nicht Béranger und Delavigne zugleich mit Lamartine? stehen nicht Beide in den Augen eines großen Theils ihrer Landsleute mit dem Sänger der „Méditations“ auf gleicher Höhe? Gibt es nicht eine Menge Franzosen, die Sie mit zornigem Spotte anfallen würden, wenn Sie es wagten, B. Hugo mit dem Verf. von „Marino Faliero“ zu vergleichen? Chateaubriand, von welchem die romantische Insurrection ausging, hielt sich in vollem Ernst für einen gehorsamen Jünger der orthodoxen, literarischen Kirche; in dem „Genius des Christenthums“, in welchem er den ganzen mythologischen Apparat über'n Haufen wirft und somit das erste Zeichen zum Aufbruch gegen Sabarpe und die Akademie gibt, legt er fortwährend die aufrichtigste Bewunderung für die großen Denkmale des großen Jahrhunderts an den Tag. André Chénier, der zuerst die französische Poesie auf die Bahn brachte, auf welcher Lamartine sie mit naiver, bewußtloser Kühnheit so weit führte, besingt meistens Sujets, die er aus dem Alterthum entlehnt, und selbst in den Werken der neuesten Dichter, die gestiftlich und ebenso sehr aus Troß und Haß gegen ihre Gegner als aus Ueberzeugung und innerm Drange sich ihrer Begeisterung mit einer an Wahnsinn grenzenden Reckheit überließen, stehen häufig Boileau und Racine dicht neben Schlegel und Shakspeare.

Wenn nun aber auch aus frühern Zeiten Manches in die jetzige Epoche mit herübergenommen worden, wenn nicht sämtliche Elemente der romantischen Poesie dem Verstande und dem Wiße der Franzosen zusagen, was vielleicht eben kein Unglück ist, so hat doch der Spiritualismus in dem Gebiete der Redekünste entschieden die Oberhand gewonnen und äußert seinen Einfluß täglich auf eine überraschendere Weise. Die mythologischen Gottheiten beschränkten den schreibenden Künstler gewissermaßen auf den engen Kreis des Bildhauers. Diese sublimen oder anmuthigen, aber veralteten und nie zu verjüngenden Symbole waren der eintönige Ausdruck der mannichfaltigsten und fruchtbarsten Gedanken und Gefühle, die für die Kunst gänzlich verloren waren, und die jetzt eben weil sie so lange in die starren Formen unabänderlicher Typen gebannt waren, einer so ausgebildeten Literatur plötzlich die Frische der Jugend verleihen. Seitdem, mit einem Worte, Bilder, Tropen, und was zur ästhetischen Bekleidung des Gedankens gehört, nicht mehr auf bloß materiellen Beziehungen beruht, hat sich den französischen Belletristen ein Schatz neuer Styleffecte aufgethan, welche sie mit einer sorglosen Willkür benutzen, die nicht selten, wie wir schon mehrmals bemerkt haben, den Forderungen der Grammatik zu nahe tritt. Indessen muß auch diese von ihrer frühern Strenge nachlassen. Der Geist der Sprache ist am Ende doch nur der Geist der Nation, die sich ihrer bedient, und muß sich mit diesem ändern.

Unter den neuern Schriftstellern, die sich vorzüglich durch solche Styleffecte auszeichnen, steht wol J. Janin, der bekannte Verfasser von „L'âne mort“ und „La confession“ obenan. Seine Phrase schillert von den verschiedenartigsten Farben, die mit Blizeschnelle auf einander folgen. Ueberall ist Glanz, aber keine Wärme; es ist das Funkeln eines Stiefers in dem Golde einer heitern Winter Sonne. Alles ist leidenschaftlich gehalten, aber nirgends ist wirkliche Leidenschaft. Bei aller Eloquenz überzeugt er Niemand, weil er selbst keine Ueberzeugung hat. So weiß man nach Durchlesung seines jüngst erschienenen „Barnave“ nicht, ob er zur Linken gehet oder zur Rechten, ob er

Mirabeau verachtet oder bewundert. Das einzige Gefühl, das sich klar darin ausspricht, ist Rache, Rache an einem erlauchtem Haupte, Rache wegen gekränktem Stolzes. „J. Janin“, sagt ein blesiges Blatt, „hat seine Feder mit einem Scepter gekreuzt; „Barnave“ ist ein Duell zwischen einem Schriftsteller und einer Dynastie“. Janin hatte nach den Begebenheiten des Juli dem Hofe seine Feder angeboten; sein Anerbieten wurde aber ausgeschlagen. Diese verachtete Feder hat er nun gegen Den gewendet, der sie verschmäht. „Barnave“ ist schwer zu analysiren. Es ist ein Gemälde der großen Periode der französischen Revolution und schließt mit der Flucht des Königs nach Varennes, vor Allem aber ist es ein Pasquill auf Philippe Egalité. Die Politik ist dabei im Ganzen Nebensache. Die historischen Thatsachen werden fast gar nicht berührt. Das innere Leben und Treiben der damaligen Gesellschaft wird dagegen sehr umständlich geschildert. Der Verf. führt uns bald in den Salon der Königin, bald in die Weinschenke, wo Mirabeau und Barnave gegen die Monarchie complotiren, dann zu einem Souper bei der fambsen Guimard, wo sich Rivarol, Laclot, Mirabeau, der Graf St.-Germain und der Herzog von Orleans einfänden. Wir wohnen ferner einem Ball in dem Opersaale bei und einer Vorstellung der „Mariage de Figaro“. Ein junger Prinz von Wolfenbüttel ist der Held oder vielmehr Beschreiber dieser und anderer mitunter meisterhaft dargestellten Scenen. Nach der Flucht der königlichen Familie verläßt er Paris, nebst seiner Mutter und seiner Cousine Helene, einer Hofdame von Marie Antoinette. Nun ereignet sich Allerlei, was beweist, daß das große Verdienst des Verf. die Darstellungskunst ist. Während der Wagen auf dem Wege nach der Champagne fortrollt, bittet der Prinz seine Cousine um ihre Hand; man höre ihre Antwort: „Sie gehören Ihrer Mutter an, ich der Königin — o Friedrich, Sie wissen nicht, was für Fehler wir abzubüßen haben; wenn Sie dieses wüßten, und wie sehr wir gesündigt haben, Sie würden dieses Volk losprechen, das hinter uns zürnet. Sie sind unschuldig an unserm Hof gekommen. Sie haben kein Recht dazu, die Verbrechen Ludwigs XV. abzubüßen“. So spricht kein Mädchen, auch nicht bei Hofe, kein Mädchen kennt die Schandthaten des Sultans vom parc aux cerfs, und weiß sie davon, so verbirgt sie diese Greuel und versenkt und verscharrt sie in die tiefsten Falten des Gedächtnisses: Fräulein Helene hat hier so wenig Etwas abzubüßen als der junge Herr Prinz. Doch weiter. Man hält in einem Dorfe bei Eprenay stille. Der König ist auf seiner Flucht eingeholt worden: Castelnau, der sogenannte Amoureux de la reine, sprengt heran und verkündet, die hunderttausendköpfige Stadt sei im Anmarsche. Er will der Königin entgegenreiten, bekommt aber kein Pferd. „Ein Pferd, schreit der Narr wüthend durch das Getümmel, ein Pferd für mich! ich bin ein Republikaner: ich muß diese Nacht die Königin festnehmen! Ich bin ein verruchter Bösewicht, sehen Sie; ich verabscheue die Aristokratie: ich habe vor meiner Abreise das Crucifix mit Füßen getreten; ich bin zuerst in das Gemach der Königin gedrungen. Ich bins, der auf sie angelegt hat; ich bins, der im Begriffe stand, Madame Elisabeth zu morden; ich habe die Schweizer und die Gardisten niedergemetzelt; ich habe die Pamphlets verfaßt, die aus England gekommen sind; ich habe das Halsband der Königin gestohlen. Wollt Ihr Alles wissen? ich will Euch Alles sagen, unter der Bedingung, daß Ihr mir ein Pferd gebt. Ein Pferd — für Philippe Egalité! Ich bin der Herzog von Orleans!“ Als er diesen furchtbaren Namen aussprach, bebte er vor Entsetzen zurück. Es sind der beleidigenden Anspielungen auf diesen Fürsten nicht wenige im Buche; nirgends brüllt aber der Rachedurst des Dichters so hörbar als in den angeführten Worten. Wir wollen ihn hier weder rechtfertigen noch anklagen; indessen möge er doch vielleicht an das bekannte Sprüchwort denken: „qui vole l'oie du roi cent ans après en rend la plume“. Barnave, der nur selten im Buche auftritt, erscheint zuletzt, um schrecklich dummes Zeug zu schwätzen. Fräulein Helene tritt zu ihm und will ihn um Schutz für die Königin ansehn. Barnave hält sie für Marie Antoinette und stürzt der Ramsell zu Füßen und geberdet sich und